

Inspiziert – Theater im Gottesdienst

Martinskirche, 16.02.2020

Thema: Candide von Leonard Bernstein

Predigt: Prof. Dr. Dietrich Korsch

Lesung 2: Prediger 3,1-8

1 Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde: 2 geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit; pflanzen hat seine Zeit, ausreißen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit; 3 töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit; abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit; 4 weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit; klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit; 5 Steine wegwerfen hat seine Zeit, Steine sammeln hat seine Zeit; Herzen hat seine Zeit, aufhören zu Herzen hat seine Zeit; 6 suchen hat seine Zeit, verlieren hat seine Zeit; behalten hat seine Zeit, wegwerfen hat seine Zeit; 7 zerreißen hat seine Zeit, zunähen hat seine Zeit; schweigen hat seine Zeit, reden hat seine Zeit; 8 lieben hat seine Zeit, hassen hat seine Zeit; Streit hat seine Zeit, Friede hat seine Zeit.

Lied 369,1-7 Wer nur den lieben Gott läßt walten

Am Ende, liebe Gemeinde, kommt man um den Garten nicht herum. Den Ort, der von uns Menschen zu bebauen und zu bewahren ist. Den Ort, der von Anfang an den Umkreis des Menschenlebens ausmacht. Am Ende. Aber der Weg dahin?

1759. Da liegt das große Erdbeben in Lissabon gerade einmal vier Jahre zurück. Ein Schockerlebnis für die damalige Welt. Ein riesiger Tsunami, der weit über 30.000 Menschen das Leben kostete. Ein Ereignis, das ungeheure Wirkungen auch auf das Selbstverständnis der Menschen in der Aufklärungszeit hatte. 1759, da schreibt Voltaire den satirischen Roman „Candide“, in dem er den naiven Optimismus der Epoche kritisiert. Wie kann eine Welt gut sein, in der solche Geschehnisse vorkommen? Ist eine solche Welt überhaupt verbesserbar? Denn daß sie das sein sollte, ja sein mußte, das war doch die Grundüberzeugung der Epoche. Satirische Kritik, liebe Gemeinde, ist nicht einfach nur komisch, läppisch gar. Sie ist tiefernst gemeint, so grotesk sie aussieht. Sie ist die selbstkritische Wendung der Aufklärung.

Kritisch beziehen soll sie sich auf die Lehre, daß unsere Welt die beste aller möglichen Welten sei. Gottfried Wilhelm Leibniz, der große Philosoph und Universalgelehrte, hatte diese Auffassung knapp fünfzig Jahre zuvor vertreten und damit die Grundüberzeugung der Aufklärung gelegt. Voltaire hat sie, absichtlich oder nicht, mißverstanden und verzerrt. Denn die beste aller möglichen Welten besagt ja nicht: die beste Welt überhaupt. Man muß es sich vielmehr so denken, meint Leibniz (soviel Philosophie muß jetzt sein, und sie ist auch ganz einfach zu verstehen): Gott ist nicht nur der Allmächtige, der die Welt schaffen kann; er ist auch der Allgütige.

Wenn Gott also die Welt schafft, dann wählt er unter den möglichen Welten, die ihm im Bewußtsein sind, diejenige aus, die seiner Güte am meisten entspricht. Das ist genau die Welt, in der wir leben. Die Welt ist ja nicht Gott, nicht ihm gleich. Sie ist von ihm grundsätzlich verschieden – sonst wäre sie ja auch nicht die Welt, sein Gegenüber. Dieser grundsätzliche Unterschied besteht darin, daß die Welt endlich ist; für uns heißt das: daß wir als Lebewesen in der Welt sterben müssen. Das ist für uns, keine Frage, ein Übel; aber eine Welt ohne dieses natürliche Übel gibt es nicht. Doch wir Menschen sind es ja, die in diesem Umfeld der Welt leben müssen – und uns dabei so verhalten sollen, daß wir alles zum Besten wenden, ja: auch

gegen die Bedrohung durch die feindliche Natur untereinander menschliche Solidarität üben. Um das zu erreichen, müssen wir gegen das moralische Übel ankämpfen, das uns immer wieder dazu verführt, aufgrund unserer Endlichkeit und Sterblichkeit keine Anstrengung zur Verbesserung des Lebens in der Welt zu unternehmen, sondern List und Gewalt zu folgen – und im Grunde vor der Natur zu kapitulieren. Genau verstanden, will Leibniz mit seiner Lehre von dieser unserer Welt als der besten aller möglichen den Grund der Aufklärung legen, daß wir uns nämlich entschieden auf den Weg zum Guten machen. Gewiß: Dabei hat man es immer mit Widerständen zu tun, die den Weg aussichtslos erscheinen lassen. Darum muß auch immer wieder Selbstkritik geübt werden, wie das Voltaires Roman unternimmt.

Candide, der Arglose, Unbedarfte, Naive, heißt sein Held. Der Kritiker Hanjo Kesting hat den Inhalt des Romans (im NDR) prägnant zusammengefaßt:

Der Roman beginnt auf dem idyllischen Schloß des westfälischen Barons Thunder ten Tronckh [man könnte sagen: dem irdischen Paradiesgarten], wo Candide ... die Lehre seines Meisters Pangloss <der allesverstehende Sprachmächtige> in sich aufnimmt, daß die Welt gut und alles Geschehen unausweichlich zum besten Ende bestimmt ist. Doch dann wird Candide aufgrund seiner verliebten Vertraulichkeit mit Cunigonde, der Tochter des Hauses, aus dem Hause gejagt und fortan mit wechselndem Glück durch die Welt getrieben. Er gerät in das Erdbeben von Lissabon, das im Jahre 1755 die Menschen in ganz Europa erschütterte und ihrem aufgeklärten Fortschrittsglauben einen schweren Stoß versetzte. Er lernt Machtgier, Grausamkeit, Feigheit und Undank kennen, die Rohheit der Menschen im Urzustand, die Galeerenstrafe, die Profitgier und Mordlust der Goldsucher in Amerika, er muß Krankheit und Schiffbruch erdulden und fällt Piraten in die Hände, kurz, er erleidet auf seinen Irrfahrten durch die Welt so viel Mißgeschick, daß sein fester Glaube an die gut eingerichtete Welt ins Wanken gerät. Denn da sind auch noch die Schrecken des Krieges und der Syphilis, die Inquisition, die Sklaverei, ganz zu schweigen von den Lastern der Zivilisation, den Qualen der Übersättigung und der Langeweile. Candide absolviert, kurz gesagt, eine Reise um die Welt auf achtzig Seiten als großes Weltkino in blitzschnellen Bildern, mit tragischen Abgründen und komischen Effekten ...

... um dann doch nicht einfach zugrunde zu gehen, sage ich, – sondern: in einem Garten nahe Konstantinopel zu enden.

Darum schließt Voltaires Roman so: »Ich weiß auch,« sprach *Kandid*, »das wir unsern Garten bestellen müssen.« »Sie haben Recht,« sprach *Pangloß*; »denn als Gott den Menschen in den Garten setze, setze er ihn deshalb hinein, *ut operaretur eum*, auf dass er ihn bebaute; woraus erhellt, dass der Mensch nicht zur Ruhe geschaffen ist.« Und *Pangloß* sagte manchmal zu *Kandid*: »Alle Begebenheiten in dieser besten aller möglichen Welten stehen in notwendiger Verkettung miteinander, *denn*: wären Sie nicht wegen Fräulein *Kunigundens* schöner Augen mit derben Fußtritten aus dem schönsten aller Schlösser gejagt, wären Sie nicht von der Inquisition eingekerkert worden, hätten Sie nicht *Amerika* zu Fuße durchwandert, [... und so fort ...] so würden Sie hier jetzt nicht eingemachte Zitronenschale und Pistazien essen.« »Gut gesagt,« antwortete *Kandid*, »aber wir müssen unsern Garten bestellen.«

1974. Da ist der Zweite Weltkrieg nicht einmal 20 Jahre vorbei, und Leonhard Bernstein nimmt sein schon 1956 verfaßtes Stück „Candide“ noch einmal auf. Selbstkritik der Aufklärung, auch jetzt. Der Westen, Amerika in den fünfziger Jahren unter der McCarthy-Ära mit ihren Verhören und Verurteilungen gefangen; am Ende der sechziger Jahren in die Abgründen des Vietnamkriegs verstrickt: die beste aller möglichen Welten? Ausgesetzt sind die Menschen ihrem Schicksal. Das wird in Candide und seinen Begleitern auf den Punkt gebracht. Das Panoptikum des Voltaire: durch szenische Verknappung wird es noch

grotesker, durch die Kostüme noch bunter, durch die Musik noch schriller. Die Ereignisse lassen sich gar nicht mehr in eine Handlungsfolge bringen, die Orte wechseln so rasch, daß man kaum mitkommt. Das idyllische Westfalen, bulgarische Landsknechte, bössartige Menschenfresser und bigotte Kardinäle, brutale Goldsucher und indigene Südamerikaner, zwiespältige islamische Herrscher und abgedrehte Gelehrte – alles Stationen des Unbehaustseins. „Ich kann mich so leicht anpassen“, singt die Alte Dame aus der Erlebnistruppe Candides, wie wir eben gehört haben. Anpassung muß sein, bei diesen Wegen durch die fremde, ferne, bedrohliche Welt. „Meine Mutter stammt aus Riwne in der Ukraine“ – daher kommt auch Leonhard Bernsteins Vater. Der Komponist bekennt sich selbst als ein Fremder, Wandernder, ein Candide auf seine Art.

Die Orte der Weltreise Candides, bei Voltaire sind sie sozusagen die Zitate der Sehnsuchtsorte der Aufklärung – und werden als Bedrohungsorte empfunden: Die ländliche Idylle, das laute Paris, das überschwemmte Lissabon, das geheimnisvoll reiche und verführerische Südamerika, der verehrte, aber auch befremdliche islamische Osten. Bei Bernstein wird aus diesen Orten ein Nacheinander von sich wiederholenden Schicksalsbegebenheiten. Auffällig ist, daß die Figuren geradezu durch Tod und Leben wandeln. Immer wieder (tatsächlich oder scheinbar?) getötet, finden sie immer wieder lebendig zusammen – merkwürdig, nur als wiederholtes Schema, als Rhythmus, zu verstehen. Die Musik unterstreicht diesen Rhythmus, mit wechselnden Zitaten aus der Musiktradition, und doch von so etwas wie einem cantus firmus unterzogen; das Medley, das wir gleich hören, bringt das zum Klingen.

2020. Bernsteins Voltaire-Stück in Kassel unter der Regie von Philipp Rosendahl (Dramaturg: Christian Steinbock) aufgeführt. Bunt und schrill, satirisch und kritisch. Die Nummern ein „Weltkino in blitzenden Bildern“. Die Musik spritzig und belebend – schroff und witzig gegen die Brutalität der Handlung gesetzt. Die Zerspaltenheit scheint noch einmal gesteigert. Das Nacheinander von Schicksalsbegebenheiten wird zu einem Zugleich unter den Bedingungen der globalen Welt. Keine Sehnsuchtsorte mehr, sondern überall dasselbe. Die ganze Welt – auf einer einzigen Drehbühne. Da scheint nur noch der Rückzug möglich – in den Garten. Doch kann das ernstgemeint sein?, fragt die Kasseler Inszenierung. Ist dies das bescheidene, aber resignative Ende: der hortus conclusus, der geschlossene Garten als bloßes Refugium, als Rückzugsort vor den Stürmen der Welt? Oder ist das selbst noch einmal ein satirischer Ausdruck der Unmöglichkeit der Aufklärung, der guten Welt? Was wird aus der Zukunft?

1759 – 1974 – 2020: Die Dialektik der Aufklärung variiert ein Menschheitsthema. Wie in dieser Welt leben? Wie die Zukunft bestehen?

Ein Menschheitsthema. Das spricht der Prediger, ein Weiser aus Israel, 300 Jahre vor Christus, mit den folgenden Worten aus:

„Ich sah die Arbeit, die Gott den Menschen gegeben hat, daß sie sich damit plagen. Er hat alles schön gemacht zu seiner Zeit, auch hat er die Ewigkeit in ihr Herz gelegt; nur daß der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende. Da merkte ich, daß es nichts Besseres dabei gibt als fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben. Denn ein Mensch, der da ißt und trinkt und hat guten Mut bei all seinem Mühen, das ist eine Gabe Gottes.“

„Daß der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut.“ Aber mit dem Werk Gottes rechnet, auch wenn er es nicht nachverfolgen und nachvollziehen kann. Der Weise Israels stellt das menschliche Leben vor Gott. Damit gewinnt die urmenschliche Situation eine neue

Perspektive. Nicht, daß das Rätsel der Welt gelöst wäre. Nicht, daß die Welt insgesamt beherrschbar würde. Auch wenn „Anfang und Ende nicht zu ergründen“ sind, wir nicht verstehen, warum wir in der „besten aller möglichen Welten“ leben: „Die Arbeit dem Menschen gegeben.“ Sie dient dazu, daß wir essen und trinken und guten Mut haben. Das muß man erst einmal für alle Menschen erreichen. Darum ist diese scheinbare Beschränkung keine Vertröstung. Es ist eine Beschreibung der jeweiligen Gegenwart, die Anfang und Ende der Welt nicht kennt, auch die Zukunft nicht in der Hand hat, sondern die Zukunft von Gott erwartet, so wie er der Ursprung war und ist. Darum ist der bescheidene und zuversichtliche Mensch eine Gabe Gottes. Der Mensch, der nicht die beste Welt sucht – auch nicht meint, die Welt retten zu müssen –, sondern der das tut, was jetzt seine Aufgabe ist: die Solidarität aller Menschen untereinander zu fördern, für ihr gemeinsames Geschick in der Zukunft der Welt einzustehen – und das Gelingen Gott anheimstellt. Denn der Mensch lebt in der Endlichkeit der Welt – Gott aber hat uns die Ewigkeit ins Herz gelegt. So wird die Dialektik der Aufklärung in eine getröstete Aufklärung überführt.

„Und Gott der HERR nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, daß er ihn bebaute und bewahrte.“ Das ist der Anfang. »Ich weiß auch,« sprach *Kandid*, »daß wir unsern Garten bestellen müssen.« »Sie haben Recht,« sprach *Pangloß*. Das ist das Ende. Das ist eine Zuversicht, die nicht kalkuliert, sondern vertraut. Eine Zuversicht, die so tief reicht, daß sie die Begründung der Aufklärung trägt – und auch noch die Satire auf die Aufklärung erträgt, ja: sich im Theater daran sogar erfreuen kann.

„Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“ Wie der Anfang, so das Ende. Diese Welt fällt nicht aus Gottes Hand, was immer wir auch tun. Darum ist es gut, das Richtige jetzt zu tun. Den Umkreis des Menschenlebens für alle zu pflegen und zu bebauen. Um diesen Garten kommt man nicht herum in der uns alle umgebenden Natur. Mehr als diesen Garten braucht es am Ende auch nicht.

Amen